

Galeeren und Galeerensklaven.

(1887.)



Galereen und Galereensklaven

(1827)

I.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1600 war die Stadt Marseille mit besonderem Leben erfüllt, denn man erwartete die Ankunft der neuen Königin von Frankreich. Heinrich IV. hatte um die Tochter des Grossherzogs Franz von Toscana, Maria Medici, geworben und diese hatte sich nach vorausgegangener feierlicher Trauung mit Heinrich's Stellvertreter, dem Herzoge von Bellegarde, am 18. October in Livorno eingeschifft. Durch widrige Winde in Portofino, auf dem Gebiete von Genua, zurückgehalten, lief ihr Schiff erst am 3. November im Hafen von Marseille ein.

Wie sie da unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken, begrüsst von rauschender Musik und dem jubelnden Zurufe der neugierigen Menge, landete, entwickelte sich ein prächtiges Schauspiel. Königin Maria kam auf der Prachtgaleere ihres Oheims, des Grossherzogs Ferdinand I., die als das schönste und am reichsten ausgestattete Fahrzeug galt, das man jemals gesehen hätte. Eine stattliche Flotte, sechs Florentiner und fünf Malteser Galeeren, gaben ihr das Geleite, und auch Papst Clemens VIII. hatte fünf Galeeren zum Schutze und zur Ehre des Brautzeuges gesandt.

Eine solche Prachtgaleere bot einen zauberhaften Anblick. Der niedrige, langgestreckte Bau leuchtete in bunten Farben und war mit Figuren und Goldverzierungen reich geschmückt. Auf dem Hinterdecke erhob sich in gefälligem Aufbaue die Cajüte für die hohen Reisenden, die auch oben auf einer Veranda sich der freien Luft und der Aussicht auf das Meer erfreuen konnten. Ein leuchtendes, meist rothes, golddurchwirktes und mit Goldfransen verziertes Zeltdach schützte dabei gegen Sonne und

Wind. Das ganze Schiff aber prangte bei festlichen Gelegenheiten im Schmucke von Wimpeln und Flaggen, die das Abzeichen des Besitzers trugen.

Die Galeeren waren zwar mit zwei Masten ausgerüstet und spannten bei günstigem Winde ihre Segel aus, allein ihre Bedeutung lag in der Möglichkeit, unabhängig von den Launen des Windes und der Wellen, die Meeresfläche zu durchschneiden. Ihre Kraft lag in den 260 Ruderern, die sie gewöhnlich an Bord hatte, und deren Kunst das Schiff mit grosser Schnelligkeit dahintrieb und seinen Bewegungen die Anmuth eines stolz dahin schwimmenden Schwanes verlieh. Die Ruderer trugen rothe Jacken und rothe Mützen, um ihrerseits die Harmonie der Farben nicht zu stören, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck, wenn sie auf ein Zeichen der Befehlshaber die Ruder erhoben und zum Grusse in abgemessenem Rhythmus den heulenden Ruf: „Hu! Huhu!“ hören liessen.

Fand sich eine ganze Flotte dieser Schiffe zusammen, so ordnete sie sich gewöhnlich in zwei oder drei Reihen, die hintereinander folgten. In der Mitte der ersten Linie, doch etwas voraus, fuhr der „Galeerengeneral“ auf dem Hauptschiffe, das etwas grösser und stattlicher, als die anderen Galeeren war. Ein solches Geschwader musste das Auge fesseln, so gewaltig und zugleich gefällig erschien es. Wer aber tiefer sehen konnte, der erblickte entsetzliches Elend, unendliches Weh, und in der langen, langen Chronik menschlicher Barbarei und menschlichen Unglückes bildet die Geschichte der Galeeren einen der traurigsten Abschnitte.

Seit ältester Zeit bildete die Galeere das eigentliche Kriegsschiff des Mittelmeeres. Die Triremen der Hellenen mögen sich in ihrer Form und Ausrüstung von den Galeeren des Mittelalters nicht allzusehr unterschieden haben. Rudern mussten dort wahrscheinlich verurtheilte Verbrecher und mehr noch kriegsgefangene Sklaven. Wenigstens erzählt Plutarch in seiner Lebensbeschreibung Lysander's, dass Philokles, ein athenischer Feldherr, vorschlug, allen Kriegsgefangenen den Daumen der rechten Hand abzuhauen, damit sie zwar nicht mehr die Lanze, wohl aber noch das Ruder führen könnten. Freie Männer scheint man zum

Ruderdienste nur im Nothfalle angeworben zu haben. Die Römer, die kein wahrhaft seetüchtiges Volk waren, liessen ihre Flotte bald ganz verfallen, und erst im Mittelalter begegnet man wieder tüchtigen Seeleuten und Kriegsflotten. Die Venetianer, Genuesen, Malteser, Türken, die afrikanischen Raubstaaten und später auch die Spanier und Franzosen kämpften um die Herrschaft über das Mittelländische Meer, und ihre Flotten waren lange Zeit hauptsächlich aus Galeeren gebildet.

Aus dem Atlantischen Ocean waren diese Schiffe zwar nicht grundsätzlich verbannt, aber sie waren dort doch seltener im Gebrauche, weil die Wogen des Oceans grösser, die Stürme gewaltiger sind, und daher Segelschiffe geeigneter erschienen.

Eine Galeere hatte eine Länge von 125 bis 160 Fuss bei einer Breite, die zwischen 18 und 30 Fuss schwankte. Sie ragte nur etwa 3 Fuss über den Wasserspiegel empor und ihr Tiefgang war kaum bedeutender. Auf den beiden Längsseiten waren 10 Fuss lange Querbänke angebracht, die je 4 Fuss von einander getrennt waren und deren jede fünf, sechs, wohl auch sieben Ruderern Platz gewähren musste. Derlei Bänke gab es gewöhnlich 26 auf jeder Seite, und jede Bankgenossenschaft hatte zusammen ein Ruder zu führen. Aus dem besten und härtesten Holz gearbeitet und 40 Fuss lang, war ein solches Ruder schwer zu handhaben, und die Aufgabe wurde für den Ruderer umso härter, je weiter er nach dem Ende des Ruders zu sass.

In der Mitte des Schiffes und etwa 2 Fuss erhöht, lief ein schmaler Gang zwischen den Bänken hin, und ausserdem war eine Laufplanke an Bord längs der Schiffswand angebracht. Das waren die Plätze für die Officiere und Aufseher, die hier auf- und abgehen konnten, ohne die Ruderarbeit zu hemmen. Auf dem Hinterdecke erhob sich ein kleiner Bau, der ein paar Zellen für den Capitän, die Officiere und Beamten enthielt. In weiteren Kammern, die sich unter dem Decke befanden, waren die Vorräthe, das Pulver, die Ersatztaue untergebracht. Auch waren daselbst eine Küche, ein Lazareth eingerichtet und ausserdem zwei Räume von 8 bis 10 Fuss im Gevierte, in welchem die Matrosen und Soldaten des Schiffes, wie die Häringe zusammengedrängt, ihr Lager hatten. Die Matrosen waren zur Handhabung der Segel

und des Steuers, zum Auswerfen und Aufwinden der Anker, sowie zum Reinhalten des Schiffes nöthig. Die achtzig Soldaten aber, die zur Ausrüstung einer Kriegsgaleere gehörten, bildeten die eigentliche Angriffsmacht. Sie bedienten die fünf Geschütze, welche in der Spitze des Schiffes standen und nach vorne gerichtet waren. Ein Holzverschlag schützte diese Batterie und bot den Soldaten zugleich einen erhöhten Ort, von wo aus sie die feindlichen Schiffe entern konnten. Denn die Galeeren griffen immer, wie die Stiere, mit der Stirne an; sie gaben keine „Breitseiten“ aufeinander ab, und suchten nur dann von der Seite heranzukommen, wenn sie die Möglichkeit sahen, die Ruder des Gegners durch einen gewaltigen Stoss zu zerbrechen.

Zu der Menge der Ruderer, Soldaten, Matrosen und Aufseher, zu den Verwaltern von Waffen, Geschützen und Rudern, kamen an Bord der Galeere noch die Officiere, ein Geistlicher, eine Art Chirurg, Schreiber und sonstige Beamte — oft mehr als vierhundert Menschen.

Den Capitän ausgenommen, den das stolze Gefühl der unumschränkten Herrschaft über sein Schiff viele Entbehrungen übersehen liess, fühlte sich kaum Jemand von der ganzen Besatzung an seinem Posten wohl, ja, für die Meisten war die Galeere geradezu die Hölle auf Erden.

Jammervoller kann es wohl kein Leben gegeben haben, als das der Ruderer auf einer Galeere. Die Sklaverei der Schwarzen in Amerika bot ein behagliches Dasein, wenn man es mit dem Leben der Galeerensklaven verglich. Galeerensklaven! Das ist der rechte Namen, der ihnen zukam und den Begriff unsägliches Leidens in sich schloss.

Die Ruderarbeit war so anstrengend, dass es oft schwer hielt, die nöthige Mannschaft dazu aufzutreiben. Darum sollen die Türken und die Rhodiser Ritter in den wilden Kriegen, die sie gegen einander führten, auf die Idee des Alterthumes zurückgegriffen und zuerst wieder die Kriegsgefangenen oder die auf Raubzügen erbeuteten Sklaven zum Dienste auf den Galeeren verwendet haben. Jedenfalls fand dieser Gebrauch bald überall Anklang. Die Schlacht bei Lepanto, welche Don Juan d'Austria im Herbst 1571 über die Türken gewann, wurde zum Theile

dadurch entschieden, dass die vielen Christensklaven, welche auf den türkischen Galeeren an die Ruderbänke gefesselt waren, sich empörten, in ihrer Verzweiflung die Ketten brachen und gegen ihre Bedrucker fochten. Hundertunddreissig Galeeren fielen damals in die Hände der Sieger, neunzig strandeten und wurden verbrannt. Aber der schönste Siegespreis war doch die Freiheit von fünfzehntausend Unglücklichen, die aus den Händen der Türken befreit wurden. Dafür geriethen einige Tausend Türken in die Gewalt der christlichen Admirale und wurden nun ihrerseits zur Sklaverei auf der Galeere verdammt. Türken wurden überhaupt gerne auf den Ruderbänken der Galeeren verwendet, und mit diesem Namen bezeichnete man alle Gefangenen, die man aus den dem Sultan unterworfenen Gebieten erlangte, wirkliche Türken, Araber, Syrier und Mauren. Auch Russen, die man auf den türkischen Sklavenmärkten kaufte, waren willkommen, wogegen Neger, mit welchen man den Versuch machte, im ungewohnten Klima und aus Heimweh in kürzester Frist erlagen. Im Jahre 1679 meldete Brodard, der Intendant des Arsens in Marseille, an Colbert, den Minister Ludwig's XIV., dass ein Schiff der Senegal-Handelsgesellschaft mit einer Ladung von 140 Negern im Hafen von Marseille eingelaufen sei. Achtundzwanzig derselben mussten sogleich in's Hospital geschickt werden und die Anderen waren so elend, dass der vorsichtige Intendant zögerte, sie an die Kette zu legen, weil er fürchtete, sie könnten darüber „Grillen fangen“ („prendre quelque fantaisie“) und sterben. Das geschah nun freilich doch, wie ein weiterer Bericht Brodard's mittheilt, und man schickte die Ueberlebenden nach Amerika, um sie dort so vortheilhaft als möglich zu verkaufen.

Als sich die Franzosen in Canada festsetzten und darüber mit den eingeborenen Indianern, Irokesen und anderen Stämmen in Krieg geriethen, schickte der König dem Statthalter von Canada, Marquis v. Denonville, den Befehl, recht viele Gefangene zu machen und diese nach Frankreich zu schicken. Das geschah. Der Marquis lockte die Häuptlinge der Indianer mit vielen Begleitern durch trügerische Vorspiegelungen in eine Falle, bemächtigte sich ihrer und sandte sie seinem Könige als Sklaven

für die Galeerenflotte. Die Indianer erhoben sich zu einem Vernichtungskriege gegen die Weissen und nach einigen Jahren sah sich Ludwig XIV. genöthigt, die Häuptlinge in ihre Heimat zurückzuschicken (Februar 1689). Wie Viele ihrer aber der Qual auf den Galeeren bereits erlegen waren, wird nicht gesagt.

Ludwig XIV. war ein grosser König und Colbert sein verdienstvoller Minister. Sie wollten die französische Flotte mächtig erhalten, und da es ihnen mit dem Fange der Irokesen nicht geglückt war, griffen sie auf den Ankauf von Türkensklaven als das sicherste Mittel zurück. Man sollte es kaum für möglich halten, und doch ist dem so; der Sklavenhandel blühte in Frankreich und in Italien noch während der letzten zwei Jahrhunderte!

Die französischen Consuln in der Levante hatten den Auftrag, so viele Türken zu kaufen, wie möglich, und wie man sich bei König Friedrich Wilhelm I. von Preussen durch Zusage eines grossen Grenadiers angenehm machte, so wussten jene Consuln sich durch jährliche Lieferung von mehreren Hundert Türken in ihrer einträglichen Stellung zu behaupten. Im Jahre 1686 schrieb der Marineminister, Marquis v. Seignelay, Colbert's Sohn, an den Consul von Zante: „Da der König eine beträchtliche Anzahl Türken braucht, um die Rudermannschaft seiner Galeeren zu verstärken, so könnten Sie sich Seiner Majestät durch nichts angenehmer erweisen, als durch den Ankauf aller derer, die in Ihrer Gegend zu haben sind“. Solche Briefe waren nicht vereinzelt. Selbst der Consul in Venedig erhielt, gleichzeitig mit seinem Collegen in Zante, den Auftrag, so viele Türken als möglich, 150 bis 200, zu schaffen, und eine Belohnung wurde ihm in Aussicht gestellt, wenn die neue Sendung ebenso gut ausfiele, wie die frühere.

Ein besonderes, charakteristisches Actenstück aus eben jener Zeit, bestätigt den Verkauf der königlichen Fregatte „Die Fee“ an einen Herrn Poussel von Toulon um den Preis von 150 guten und zum Rudern brauchbaren Türken, „zahlbar im Laufe von drei Jahren“, auf Raten, nämlich 50 Türken jedes Jahr, die auf Kosten und Gefahr des Herrn Poussel nach Malta zu schaffen und dort dem königlichen Agenten zu überantworten waren.

Sollte er die verlangte Anzahl nicht liefern können, war bestimmt, dass er für jeden mangelnden Türken („chaque Turc de déficit“) 350 Livres zu bezahlen hätte. Noch im Jahre 1749 bezog die Marineverwaltung 34 Türken, die sie in Genua um 250 Livres gekauft hatte. Wie man sieht, war der Artikel mit der Zeit „flau“ geworden.

Das war doch der ungeschminkte Menschenhandel, den man da trieb. Da es aber nicht mehr anging, Kriegsgefangene auf die Galeeren zu schicken, so war man auf den Gedanken gekommen, Verbrecher zu diesem Dienst heranzuziehen. Der Gesandte Venedigs am französischen Hofe, Marino Giustiniano, erwähnt in einem seiner Berichte, dass Frankreich auf seinen 30 Galeeren viele Sträflinge verwende (1535), und eine Verordnung aus dem Jahre 1532 spricht ebenfalls von solcher Massregel. Die Könige schärften seitdem den Gerichtshöfen mehrmals ein, weniger Leute zum Tod zu schicken und sie lieber zur Galeerenstrafe zu verurtheilen. Eine Gnade war das nicht, sah aber beinahe so aus. Nur die zum Feuertod verdamnten Protestanten durften nicht verschont werden.

Nimmt man einmal die Nothwendigkeit einer Galeerenflotte an, so lässt sich gegen die Verwendung schwerer Verbrecher zur Ruderarbeit nicht viel einwenden. Was aber die Massregel empörend und gehässig machte, war die grenzenlose Willkür, die dabei herrschte. Wenn König Karl IX. im Jahre 1564 gebot, dass Niemand zu weniger als zehn Jahren Galeerenstrafe verurtheilt werden sollte, so kann man — wenn man will — die Absicht darin erblicken, nur die schwersten Verbrecher zu dieser furchtbaren Strafe verurtheilen zu lassen. Vielleicht war aber die Absicht der königlichen Verordnung auf ein anderes Ziel gerichtet. Befahl doch selbst Heinrich IV., der humanste König seiner Zeit, dass man die Galeerensklaven wenigstens sechs Jahre im Dienst zurückbehalte, auch wenn sie zu kürzerer Zeit verurtheilt sein sollten. (Lettre patente vom 6. Juni 1606.) Diese Rechtsverletzung wurde mit der Zeit ganz üblich. Eine Reihe von Briefen und Berichten bestätigt das, und Thatssachen erschreckendster Art beweisen die Schwäche des Rechtssinnes jener Zeit. Ein gewisser Reboul war im Jahre 1660 vom Kriegsgesicht

zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden, wurde aber nach Ablauf der fünf Jahre zurückgehalten, und erst vierzehn Jahre später, am 13. März 1679, wendete sich Brodard an den Minister mit der Frage, ob es ihm „vielleicht gefiele, den Menschen zu begnadigen?“ Im Mai desselben Jahres schrieb Brodard wieder an den Minister wegen eines armen Kerls, den man zwölf Jahre über Gebühr behalten hatte. Und die Liste könnte noch lange fortgeführt werden.

Und wenn die Galeerensklaven auch alle Verbrecher gewesen wären! Aber Parteihass und Fanatismus hiessen jede Schranke missachten. In den Religionskriegen wurden ganze Schaaren von Hugenotten aufgegriffen und auf die Galeeren geschickt. Man konnte sie doch nicht Alle verbrennen und ermorden. „Die Sklavenaufseher trieben Heerden von Menschen vor sich her, wie es im Alterthum die Unternehmer von Circusspielen und die Sklavenhändler gethan hatten“, sagt der Herzog von Aumale in seiner Geschichte der Condé. Bauernunruhen, Steuerrevolten wurden benützt, um Hunderte von Unglücklichen auf die Galeeren zu schicken, und selbst Colbert liess sich von seinem Eifer, eine mächtige Kriegsflotte herzustellen, hinreissen und wandte sich unter dem 11. April 1662 an die Präsidenten der Parlamente, d. h. der obersten Gerichtshöfe: „Der König beauftragt mich, Ihnen zu schreiben und Ihnen zu sagen, dass Seine Majestät die Galeerenflotte wieder herzustellen und deren Rudermannschaft auf alle Weise zu verstärken wünscht. Es ist Sein Wunsch, dass Sie die Hand dazu bieten, und dass Ihr Gerichtshof so viel Schuldige als möglich zu dieser Strafe verdamme“. Nur wenige Richter widerstanden solchem Wunsch. Der Intendant von Poitou bemerkte freilich, als er dem Minister von fünf neuen Galeerensklaven meldete, es sei nicht seine Schuld, dass es so wenig seien, aber man sei der Richter nicht völlig Herr.

Als nun gar Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob und die Jagd auf die Reformirten losbrach, begann eine gute Erntezeit für die Galeeren. Tausende der frömmsten und angesehensten Männer wurden auf die Ruderbänke gekettet, Greise mit weissem Haare, Jünglinge in ihrer ersten Jugend, Richter, Officiere, Edelleute — und die Qual der so Misshandelten wurde

noch grösser, weil sie mit dem Auswurf der Menschheit, den niedrigsten Verbrechern, in ununterbrochener engster Gemeinschaft leben mussten und selbst die einfachste Schamhaftigkeit zu jeder Stunde verletzt sahen!

Doch man brauchte in der Zeit, da die Galeerenflotte ihre grösste Entwicklung hatte, etwa 8000 Ruderer, und da die bisher angeführten Recrutirungsmassregeln nicht genügten, ging man noch etwas weiter und kaufte den Nachbarstaaten, die als Binnenländer keine Galeeren besaßen, die Verbrecher ab. Frankreich zum Beispiel erhielt solche Leute von Savoyen, Venedig dagegen von Oesterreich. Kaiser Leopold rügte in einer Verordnung vom 22. März 1671, dass die Venetianer die Sträflinge zu lange in der Knechtschaft behielten. Geändert wurde aber darum in den Verhältnissen nichts. Als später der Kaiser in den Besitz von Neapel kam, wurden die österreichischen Verbrecher auf die dortigen Galeeren gebracht. Welche furchtbare Reise die Unglücklichen zu überstehen hatten, mag man sich vorstellen, wenn man liest, dass sie auf dem Leiterwagen, der sie oft aus dem Norden des Reiches bis nach Fiume oder gar bis nach Neapel selbst brachte, angeschmiedet waren und nur eine Hand frei hatten. Nach dem Verluste von Neapel überliess man sie wieder den Venetianern, trotzdem ein kaiserlicher Befehl im Jahre 1735 die Auslieferung untersagte. Erst Maria Theresia stellte den Missbrauch völlig ab, indem sie die Sträflinge zum Festungsbau zu verwenden gebot (1762).¹⁾

In Frankreich griff man zuletzt sogar die Vagabunden und Bettler auf, um die Galeeren mit ihnen zu bevölkern, ja man ahndete eine Reihe einfacher Polizeivergehen mit dieser furchtbaren Strafe. Wer zum Beispiel aus einem Bezirk ausgewiesen war und zurückkehrte — auf die Galeeren! Wer ein Pfund Salz nicht versteuerte, wer in seinem Gasthof einen fremden Reisenden länger als eine Nacht beherbergte, ohne ihn bei der Polizei anzumelden — auf die Galeeren! Wer von den Matrosen das Rauchverbot an bestimmten Stellen übertrat — auf die Galeeren!

¹⁾ Vergleiche Dr. F. Maschek von Moosburg: „Die Galeerenstrafe in den deutschen und böhmischen Erbländern Oesterreichs“.

In dieser Hölle, in der selbst die Persönlichkeit unterging, um zu einer Nummer zu werden, war dennoch eine Macht noch anerkannt, ein Unterschied noch vorhanden. Wenn sich eine Nummer etwas Geld zustecken lassen konnte, erkaufte sie sich von den Aufsehern doch manche Nachsicht. Ja, wenn die Familie dieser Nummer eine gewisse Summe aufwenden mochte, war sogar Hoffnung auf Freiheit nicht ausgeschlossen. Sträflinge konnten manchmal trotz eines Urtheiles die Galeere verlassen, wenn sie im Stande waren, einen oder gar zwei Türken als Ersatzmänner zu kaufen.

Sollte man es für möglich halten, dass sich auch Freiwillige fanden, die sich dem Ruderdienst auf den Galeeren unterzogen und alle Leiden des Sklavenlebens ertrugen, um einen Sou als täglichen Lohn auf dem Land und vier Sous auf dem Meere zu gewinnen? Denn so viel erhielten die anderen Sklaven lange nicht. Welches Leben müssen aber diese Freiwilligen geführt haben, bevor sie sich zu diesem Schritt entschlossen!

Ganz freiwillig waren freilich auch nicht Alle von ihnen. Jene Tausend, die eines Tages der Prinz von Monaco dem König Ludwig XIV. anbot, waren gewiss so wenig von selbst auf den Gedanken gekommen, auf den französischen Galeeren zu rudern, als die braven deutschen Soldaten je sich entschlossen hätten, gegen die Bürger von Nordamerika zu kämpfen, wenn sie nicht von ihren Landesvätern an England verhandelt worden wären. Und an einen vortheilhaften Handel — natürlich vortheilhaft für sich — dachte auch der Prinz von Monaco.

II.

Empörender noch, als die Art, wie man die Mannschaft der Galeeren ergänzte, war die Behandlung, die man den Unglücklichen zu Theil werden liess. In den Kerkern der verschiedenen Städte und Länder hielt man die Verurtheilten so lange zurück, bis deren so Viele waren, dass es sich der Mühe lohnte, einen Zug nach dem nächsten Bagno zu entsenden. Zu Fuss und mit Ketten belastet, wurde ein solcher Trupp oft hundert Meilen und weiter getrieben, und zwar schlossen die Führer dieser traurigen Karawanen als echte Geschäftsunternehmer einen Ver-

trag darüber mit dem Staate ab. In Frankreich erhielten sie zum Beispiel für jeden Sträfling, der von Paris, Rouen oder Rennes nach Marseille wandern musste, 60 Livres, und eine entsprechend geringere Summe bei kürzeren Entfernungen. Starb einer der Leute unterwegs, wurde nichts für ihn vergütet. Da der Führer des Zuges, der noch eine Anzahl Aufseher zu bezahlen hatte, so viel als möglich gewinnen wollte, gab er den Sträflingen die schlechteste Nahrung und nur gerade so viel, dass sie unterwegs nicht verhungerten. Es war ein erschütternder Anblick, eine lange Reihe gefesselter und streng bewachter Männer durch die Städte und auf den Landstrassen einherziehen zu sehen. Die Menschen der früheren Jahrhunderte hatten freilich zumeist härteren Sinn und stärkere Nerven.

Der erste Gruss, der die Sträflinge im Bagno zu Marseille erwartete, waren hundert Hiebe, die sie belehrten, dass man mit ihnen nicht zu spassen gedenke. Dann wurden ihnen mit glühenden Eisen die Buchstaben „GAL“ eingebrannt, und das Einüben des Ruderschlages begann. Zunächst auf dem Lande, denn die Führung der Ruder musste äusserst pünktlich sein, sollte der Lauf des Schiffes nicht gehemmt werden und die Leute sich mit ihren Rudern nicht fortwährend stossen. Waren sie genügend vorbereitet, so wurden sie auf die Schiffe vertheilt und ihnen dort eine Bank, angewiesen, die von da an ihre Welt bildete. Wie schon gesagt worden ist, sassen fünf bis sieben Mann auf einer Bank und Jeder von ihnen wurde mit dem linken Fusse unter derselben angekettet, während der rechte Fuss frei blieb, um sich ausstreckend auf eine Schwelle stützen zu können und einen grösseren Schwung des Körpers zu gestatten. Auf dieser mit einem Wollsack und einem Kuhfelle bedeckten Bank verbrachten die Elenden ihr Leben, jedem Wetter ausgesetzt, und selbst des Nachts lagen sie nur auf den Bänken und auf dem Boden zwischen denselben, eng zusammengepfercht, eine Beute des Ungeziefers. Ein Augenzeuge erzählt, wie sie von Zeit zu Zeit angehalten wurden, die Kleider abzulegen und über dem Meere tüchtig auszuschütteln. Ein Leinwandzelt, das über das Schiff gespannt wurde, hielt im Sommer die Sonnenstrahlen ab, ein dickerer

Wollstoff sollte gegen die Kälte schützen und konnte auch an den Seiten herabgelassen werden.

Die Sklaven hatten den Oberkörper oft ganz nackt, oder sie trugen über einem rauhen Hemde eine lang herabfallende rothe Jacke. Rothe Jacken machten sich für den Anblick gut und stimmten zur farbenreichen Ausstattung der Galeere, weshalb man der Rudermannschaft auch rothe Mützen gab. Die Füße waren nackt während der Arbeit, schlechte Leinwandhosen deckten die Beine. Der Kopf war ganz rasirt. Um aber die verschiedenen Classen der Ruderer zu unterscheiden, rasirte man den vom Gerichte Verurtheilten Kopf und Bart völlig; die gekauften Sklaven trugen noch einen Busch Haare auf dem Scheitel und die Freiwilligen durften den Schnurrbart stehen lassen. Unterschied in der Behandlung aber gab es sonst so gut wie keinen.

Denn zwischen ihnen auf dem erhöhten Gange in der Mitte des Schiffes oder auf der Seite standen, wohlbewaffnet und eine Peitsche und einen Stock schwingend, die Aufseher, die *Comités*. Die Befehle, welche sie von dem Capitän oder den Officieren erhielten, gaben sie mittelst einer Pfeife weiter, und wehe dem Sklaven, der nicht aufmerksam auf die Signale war oder lässig ruderte. Bei ihrer Arbeit mussten sämmtliche Ruder wie von einer Hand bewegt erscheinen. Die Ruderer sassen auf ihren, nicht senkrecht, sondern schief auf die Seiten gerichteten Bänken, mit dem Gesichte nach dem Hinterdeck gerichtet, und ihre Bewegungen vollzogen sich in drei scharf bezeichneten Tempi, Aufspringen, Vorwerfen des Körpers und gleichzeitiges Ausholen des Ruders in entgegengesetzter Richtung; Anstemmen des rechten Fusses auf die Schwelle und Fortreissen des Ruders in der Richtung des Hinterdeckes. War das Wetter günstig, so legte eine Galeere etwa sechs Meilen in der Stunde zurück. Wenn aber keine besondere Eile nöthig war, fuhr man langsamer und liess immer nur ein Drittel der Mannschaft rudern, um die Kräfte zu schonen. In Zeiten des Kampfes, der Gefahr, besonderer Eile mussten aber Alle angreifen, und dann muthete man den Unglücklichen wahrhaft übermenschliche Anstrengungen, eine viele Stunden fortgesetzte Ruderarbeit zu, wobei die Hiebe rechts und links auf sie niedersausten. Ein Capitän fand eines

Tages, dass seine Leute bei der Verfolgung eines Seeräubers nicht kräftig genug ruderten und griff zu einem Gewaltmittel der brutalsten Art. „Tagliar un braccio!“ befahl er heftig, und der Stock des Aufsehers sauste so wuchtig auf den Arm eines der Ruderer herab, dass der Knochen brach! Belebte auch das die Kraft der Sklaven nicht, und zeigte sich überhaupt ein gewisser meuterischer Geist, so waren Officiere und Aufseher mit Pistolen bewaffnet, um die Widerspenstigen zusammenzuschossen. Nicht einmal die Sprache wurde ihnen in den Momenten der Gefahr und Aufregung gestattet. „Knebel in den Mund!“ hiess dann der Befehl, und gehorsam musste jeder Sklave einen dicken Pfropfen von Kork oder Holz in den Mund nehmen. In der Stunde des Kampfes konnten ja Viele von ihnen verwundet werden und kein Schmerzensschrei sollte den Muth der Nachbarn erschüttern. Auch war es ihnen nicht gestattet, einen nationalen Ruf oder ein jubelndes Hoch zum Grusse hören zu lassen, denn dafür galten sie als zu schlecht. Nur ihr thierisches „Huhu! hu!“ mussten sie gelegentlich brüllen. War die Anstrengung gar zu gross, so gingen die Aufseher durch die Reihen der Ruderer und steckten Jedem ein Stückchen in Wein getauchten Brotes in den Mund, sie vor Ohnmacht zu bewahren.

Sonst freilich gab es solche Erfrischungen nicht. Dreissig Unzen Schiffszwieback¹⁾, dazu Wasser und alle zwei Tage eine warme Bohnensuppe war Alles, was man den Sklaven reichte. Viel zu kochen, war gefährlich an Bord, und nur für die Officiere wurde täglich warmes Essen bereitet. Doch verkauften die Aufseher kleine Dosen Wein an die Glücklichen, die im Besitze einiger Geldmünzen waren. Solche Nahrung, solche Behandlung, solche Anstrengung in Wind und Wetter musste selbst die kräftigsten Männer binnen kurzer Zeit brechen. So war es auch, und der Mangel an Rudersklaven, über den die Marineverwaltung fortwährend zu klagen hatte, erklärt sich daher. Erstaunlich ist es nur, dass manche Leute das elende Leben doch viele Jahre hindurch ertragen konnten. Im Jahre 1769 wurde Alexander Chambon

¹⁾ Die Unze war im Süden Frankreichs gleich $\frac{1}{12}$ Pfund, in Paris gleich $\frac{1}{16}$ Pfund.

aus dem Lande Vivarais begnadigt. Er war auf die Galeeren geschickt worden, weil er einem protestantischen Gottesdienste beigewohnt hatte, und siebenundzwanzig Jahre seines Lebens waren ihm auf der Galeere vergangen. Als achtzigjährigen Greis entliess man ihn. Die Galeeren waren damals nicht mehr im Gebrauche, sie waren längst von den Linienschiffen und Fregatten mit ihren gewaltigen Feuerschlünden überholt und dienten nur noch zur Parade und als Strafgefängniss. So war es nicht allein die steigende Macht der Menschlichkeit, welche sie um jene Zeit völlig beseitigte. Denn wenn seitdem auch keine Sklaven mehr gekauft, die Vagabunden und Steuerdefraudanten nicht mehr an die Ruderbank gefesselt wurden, Galeerensklaven gab es doch auch weiterhin. Denn mit diesem Namen bezeichnete das Volk noch lange und bezeichnet es manchmal noch heute die Insassen der Bagni, jener höllischen Strafanstalten, welche an die Stelle der Galeeren getreten sind.

In den Erzählungen von den Ritterfahrten Don Quixotte's, die so humoristisch klingen und im Grunde oft so traurig sind, wird auch von einem Besuche des Helden und seines Dieners auf einer Galeerenflotte im Hafen von Barcelona erzählt, und ein lebhafteres Bild von dem Treiben und Leben auf einem solchen Schiffe findet sich nirgends. „Kaum waren sie (Don Quixotte und Sancho Pansa) am Ufer angelangt, als alle Galeeren ihre Sonnenzelte herabliessen und die Hoboën ertönten; sogleich wurde das Boot ausgesetzt, das mit reichen Teppichen ausgelegt und mit Sammtkissen bedeckt war, und in dem Augenblicke, da Don Quixotte den Fuss daraufsetzte, feuerte die Hauptgaleere die Kanone auf dem Vordertheile ab, und die übrigen Galeeren thaten das Gleiche. Als Don Quixotte endlich die Schiffstreppe an Bord hinaufstieg, begrüßte ihn das Schiffsvolk mit dem dreimaligen Rufe: „Hu! hu! hu!“.... Sie begaben sich insgesamt nach dem Hintertheile des Schiffes, das sehr schön hergerichtet war, und setzten sich auf die Bänke nieder; der Rudermeister trat auf die Laufplanken und gab mit der Pfeife das Zeichen, dass das Schiffsvolk die Kleider ausziehen solle, was in einem Augenblicke geschehen war..... Sancho sass rechts neben dem hintersten Ruderer, der schon zuvor unterrichtet worden war,

was er thun sollte, und nun Sancho packte, ihn mit seinen Armen emporhob. Das ganze Schiffsvolk stand bereit und liess ihn von Bank zu Bank hinauf- und hinunterfliegen, dass ihm Hören und Sehen verging. Auch hörte es nicht eher auf, als bis es ihn auf der linken Seite hatte, wo es ihn auf dem Hinterdeck des Schiffes niederlegte. Der arme Teufel war ganz zerschlagen und keuchte und schwitzte und konnte sich gar nicht darauf besinnen, wie ihm geschehen war. Der Rudermeister gab das Zeichen zum Ankerlichten und, mitten auf die Laufplanken springend, begann er mit der Knute den Rücken des Schiffsvolkes zu bearbeiten und langsam in's Meer hinauszusteuern. Sancho aber sagte bei sich selbst: „Was haben diese Unglücklichen gethan, dass sie so gepeitscht werden? Und wie kann dieser Eine, der pfeifend umhergeht, so frech sein, eine solche Menge Leute zu schlagen? Das, muss ich sagen, ist ja die Hölle oder zum Mindesten das Fegefeuer.“ (Band IV, Capitel 63.)

Cervantes kannte die Galeeren aus eigener Erfahrung. Hatte er doch unter Don Juan d'Austria in der Schlacht bei Lepanto auf einer Galeere mitgekämpft, und einige Zeit darauf war er auf einer Fahrt von Neapel nach Spanien einem Corsaren aus Algier in die Hände gefallen, der ihn schwere Sklaverei erdulden liess. Er wusste genau, was er schrieb, und seine Erinnerungen an die Galeeren waren trüb.

III.

Vor nun bald fünfundzwanzig Jahren führte mich mein Weg in allerlei launenhaften Richtungen durch die Provence. Ich durchwanderte das Thal der wilden Durance, kam nach Aix, sah das Schlachtfeld, auf dem einst Marius die Teutonen besiegte, besuchte Hyères, Marseille, Toulon und noch andere Punkte des schönen Landes. Es war Frühling; die ganze Gegend erschien in ein Meer von Blüthen versenkt, welche die Luft mit ihrem würzigen Dufte erfüllten, und das Herz fühlte sich weich gestimmt. Welch' eine Lust war es, in Toulon auf einer Barke hinauszufahren, zuerst im Getümmel fröhlichen, emsigen Lebens und zwischen den Colossen der Kriegsflotte hindurch und weiterhin über die leichtbewegte Fläche der grossen, von beträcht-

lichen Höhen umrahmten Bucht nach dem Garten von Saint-Mandrier! Ein unvergesslich schönes Bild! Wenn nur nicht trübe Erscheinungen inmitten der sonnigen Freude immer wieder ernst gestimmt hätten!

Als im Jahre 1773 die Galeerenflotte, die noch aus neun Fahrzeugen bestand, aus der Liste der königlichen Kriegsschiffe ausgeschieden wurde, war ihr Ende gekommen. Neun Jahre später, 1781, wurde das Arsenal zu Marseille aufgelöst, die Gebäude verkauft und Toulon zum einzigen Waffen- und Rüstplatz der französischen Flotte im Mittelmeere erhoben, nachdem es Marseille schon lange in dieser Hinsicht überflügelt hatte. Auch die Galeerensklaven wurden damals nach Toulon geschickt, und da man sie nicht mehr zum Rudern brauchte, verwandte man sie zu den schwersten Arbeiten beim Schiffbaue in den Docks und im Hafen. Ein Theil des letzteren wurde durch hohe Mauern von der übrigen Welt abgeschieden und bildet seitdem das Bagno — eine Welt für sich, in der unerbittliche Strenge waltet und der Schrecken herrscht.

Von Zeit zu Zeit sahen wir, während wir das Gewühl der freien Menschen auf den Quais und die Bewegung der Schiffe auf dem Wasser verfolgten, ein Boot pfeilschnell durch die Menge der Schifferbarken dahinschiessen. Männer in rothen Jacken und sonderbaren rothen Mützen führten darin unter der Aufsicht eines uniformirten Wächters die Ruder — es waren Galeerensklaven, wie sie der Volksmund auch heute noch nennt. Manchmal führt sie ein Auftrag doch aus dem Bagno heraus, und ihr seltsamer Anblick störte uns, wie schon gesagt, die Frühlingsfreude. Freilich nur uns, denn das Volk war an ihre Erscheinung gewöhnt und beachtete sie nicht weiter.

Eines Nachmittags trat ich, mit einem Erlaubnissschein der Commandantur versehen, durch das feste Thor in jene Welt der Sühne, das Bagno. Der Gegensatz des heiteren Sonnenlichtes, das die Menschen, die Docks und die Schiffe in denselben umspielte, mit dem finsternen Wesen der Menschen selbst, wirkte wahrhaft bedrückend. Auf den weiten Plätzen des Bagno sah man einige Tausend Verbrecher an der Arbeit. Da hörte man kein fröhliches Summen, wie es sonst wohl die Arbeit mit sich

bringt. Die Stille wurde nur unterbrochen vom Lärmen der schweren Hämmer, dem Rasseln der Ankerketten, dem befehlenden Zurufe der Aufseher und dem monotonen dumpfen Schrei, den eine Schaar Sträflinge zu ihrer Ermunterung ausstiess, so oft es galt, eine schwere Last zu heben oder in Bewegung zu setzen.

Lautlos und finster bewegten sich die Leute. Sie trugen einen eisernen Gürtel, von dem eine Kette bis zum Knöchel des linken Fusses herabreichte. Dieser war wieder von einem Reif umfasst, an dem eine drei Pfund schwere Kugel hing. Das war eine Erinnerung an die Galeere! Manche gingen paarweise aneinander gekettet, denn die Hausordnung schrieb eine solche Verschärfung der Strafe für die erste Zeit vor. Bei jedem Schritt, den die Sträflinge thaten, klirrte die Kette — eine grausig eintönige Musik. Wie einst auf den Galeeren, hatten sie noch jetzt ihre Uniform: grobe rothe Jacken, gelbe Beinkleider und grüne Mützen, wenn sie auf Lebenszeit — rothe Mützen, wenn sie für eine bestimmte Reihe von Jahren verurtheilt waren. Ein gelber Aermel an der Jacke besagte, dass sein Träger eine zweite Verurtheilung abbüsste, zwei solcher Aermel sprachen von einer dritten Bestrafung. Wer noch einen gelben Streifen am Kragen aufwies, war besonders zu beaufsichtigen, denn er hatte schon einmal einen Fluchtversuch gewagt.

Im Bagno tragen die Menschen keine Namen, sie sind nur Nummern, und jeder Sträfling trägt seine Zahl auf einem Blechschild an der Mütze. Den ganzen Tag über zur schwersten Arbeit angehalten, dem glühenden Sonnenbrand wie dem kältenden Regen ausgesetzt, wechseln sie ihre Kleidung und Wäsche nur zu bestimmten Zeiten, selten genug. Diese Einrichtungen sind ja wohl heute noch so, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren waren, und auch heute noch werden die Sträflinge des Nachts in grossen Schlafräumen eingesperrt, deren jeder ein paar hundert Mann fassen kann.

Ich liess mich in einen solchen Raum führen. Eine lange, etwas geneigte Holzwand, eine Art Riesenpritsche, diente den Leuten als Lager. In ihren Kleidern, mit den Fesseln mussten sie sich da niederlegen und wurden zur Vorsicht noch einmal

an einer eisernen Stange am Fusse des Lagers angekettet. Eine wollene Decke war Alles, was ein Jeder zur Erwärmung erhielt. Eine Zeit lang dürfen sie hier miteinander plaudern, dann ertönt ein Pfiff und jede Unterhaltung muss verstummen. Ein Aufseher mit geladenem Gewehr steht Wache an der Thür, und die Peitsche ahndet sofort jede Uebertretung der Vorschriften.

Doch vorüber! Wenigstens wissen wir, dass heute nur das Gesetz spricht und keine Willkür arme Vagabunden hieher schicken, oder Sträflinge, die ihre Zeit verbüsst haben, zurückhalten kann. Und doch gab es auch zu unserer Zeit noch im Bagno Ausnahmszeiten und Ausnahmefälle. Nach dem Staatsstreich hob der Prinz-Präsident die eigentlichen Bagno-Anstalten, deren es ausser zu Toulon auch zu Brest und Rochefort gab, auf und führte dafür die Deportation nach Cayenne ein (1852). Nur das Bagno in Toulon blieb als Durchgangsstation bestehen und hatte, wenigstens zur Zeit des zweiten Kaiserthums, fortwährend eine Bevölkerung von 3000 bis 4000 Menschen. Alljährlich deportirte man in einigen Schiffsladungen etwa 1200 Leute, aber eben so gross war der jährliche Zuwachs. Unter den Gefangenen und Deportirten fanden sich damals auch Männer, die wegen politischer Verbrechen verdammt worden waren, und für sie gestaltete sich das Leben oft doppelt hart. Unter Anderen wurde Delescluze, der später auf den Barricaden der Pariser Commune fiel, im Jahre 1853 wegen Theilnahme an einer geheimen Gesellschaft zu vier Jahren schwerer Haft verurtheilt. Nach der erwähnten Verordnung vom December 1851 konnte aber Jeder, der wegen solcher Theilnahme verdammt worden war, nach Verbüßung seiner Strafe auf zehn Jahre nach Cayenne deportirt werden, was eine eben so grausame wie willkürliche Verschärfung des Gesetzes war. Dieses Los traf auch Delescluze, der die Leiden seiner Deportationszeit in einem packenden Buche beschrieben hat. Schon sein Transport nach Toulon in einem Zellenwagen war eine Folter. „Nie werde ich die furchtbare Nacht vergessen“, sagt er, „die ich in dem Höllenwagen verbrachte. Immer noch sehe ich die gelb und weissen Kleider vor mir, die Gesichter, die den Stempel der Ausschweifungen und des Verbrechens trugen, und die hinter ihren Gittern Fratzen schnitten.

Immer noch höre ich das Klirren der Ketten, die rauhen, heiseren Stimmen. Schlaflos verstrich mir die Nacht, und wenn sich mein schwerer Kopf auch manchmal senkte und das Auge sich schloss, so weckte mich doch alsbald die laute Unterhaltung wieder und erneuerte meinen Ekel.“

In Toulon ward Delescluze auf einer Brigg eingeschifft, die ihn nach Brest brachte. Damit er nicht entschlüpfte, kettete man ihn in seiner Zelle auch noch an. Erst als er in Brest das grosse Transportschiff „La Seine“ bestieg, fand er anständigere Behandlung, da ihn der dortige Marinepräfect dem Capitän empfahl. Doch blieb noch Bitterkeit genug für ihn, führte ihn doch das Schiff über das Weltmeer, auf dass er fern von der Heimat das ungesundeste Land der Welt als Aufenthaltsort und Gefängniss finde.

Das ausgedehnte Gebiet des französischen Guyana hatte schon mehrmals Versuche grösserer Colonisation gesehen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Pariser Regierung zu einem sonderbaren Mittel gegriffen, einestheils Paris vom Gesindel zu reinigen, und anderntheils die Colonie zu bevölkern. Sie veranstaltete eine Razzia und liess ungefähr 13.000 Menschen aufgreifen, aus der ärmsten Classe und zumeist schlechtes Volk. Aber auch brave Leute wurden bei diesem Fischzug gefangen, in manchen Fällen sogar absichtlich, und mit den Anderen über den Ocean geschickt. Unbegreiflicher Weise hatte man aber in Guyana gar nichts zum Empfang der Armen vorgesehen. Diese wurden auf einer Felseninsel gegenüber Cayenne ausgeschifft und ihrem Elend überlassen. Nach kurzer Frist waren fast Alle zugrunde gegangen.

Später liess das Directorium der Republik seine Gegner nach Cayenne deportiren. Das schreckliche Klima waltete seines Amtes so sicher wie die Guillotine, nur quälte es seine Opfer zuvor durch Fieber und Krankheiten aller Art.

Auch die neueren Deportationen unter Napoleon III. liessen die Einwohnerzahl der Colonie nicht steigen. Der Todesengel hielt zu grausige Ernte. Wenn man aber vielleicht den Schilderungen von Delescluze nicht glauben will, obgleich er im Ganzen sehr ruhig spricht, so befrage man die Aufzeichnungen Jusselain's, eines Marine-

officiers, der drei Jahre lang einer Ansiedlung von Sträflingen im Inneren des Landes vorstand.¹⁾

Wohl war es ein schweres Amt, was er da zu versehen hatte. Er sollte die kleine Colonie erst gründen, und man hatte dazu von Frankreich eine Anzahl eiserner Häuser geschickt, die bei der tropischen Hitze natürlich unbrauchbar waren. Bevor er die Deportirten nach „Sainte-Marie“, der neuen Ansiedlung, kommen liess, mussten Soldaten und Neger ein paar grosse Blockhäuser errichten, und zwar auf einem Unterbau von Steinen, um sie vor der Feuchtigkeit so weit als möglich zu schützen. Denn der Hauptfeind der Menschen in Guyana ist der giftige Nebel, der des Abends aus dem Boden aufsteigt und das ganze Land wie in ein Leichentuch hüllt. Ihm widersteht auch die Natur des Kräftigsten nicht.

Jusselain sah dann allmählich einige sechzig Deportirte eintreffen, deren ganze Habe in einer Matraze und etwas Hausgeräth bestand. Auch hier mussten sie angestrengt arbeiten, erhielten aber etwas bessere Kost, Fleisch und Wein, um sie gegen das Fieber zu stärken. Mit der Zeit wuchs die Colonie. Von einem hohen Zaun eingeschlossen, erhoben sich sechzehn Baracken, in deren Mitte eine kleine Kirche stand. Die Wohnungen der Officiere und Beamten, sowie das Krankenhaus befanden sich ausserhalb.

Da an Flucht nicht zu denken war, liess Jusselain den Leuten grössere Freiheit. Denn wohin hätte sich ein Flüchtling auch retten können? Rings umher dehnte sich ein unberührtes Waldmeer in grossartiger Einförmigkeit aus. Der Wanderer, der sich ohne Compass in diese Einsamkeit wagt, ist verloren. Zwischen den hohen Stämmen, unter den immer gleichen, grünen Domeshallen müsste er sich verirren, verlieren. Er fände kein lebendes Thier zu jagen, keine Pflanze, deren Frucht ihn erquickern könnte, denn der Boden ist nackt und ohne Vegetation in diesem seltsamen Urwald.

¹⁾ „Armand Jusselain, un déporté à Cayenne.“ Paris 1865. Man vergleiche auch das grosse Werk von Bouvier „La Guyane française“. 1867.

Jusselain sah seine Leute bald kränkeln, dann Einen nach dem Andern hinsterben. Er selbst wehrte sich, so lange es ging, bis auch ihn der tückische Dämon ergriff, und nur eine schnelle Heimkehr nach Frankreich ihn retten konnte. Seine Ansiedlung zerfiel nach kurzer Zeit.

Angesichts so trostloser Resultate verfiel man im Jahre 1871, als einmal wieder Tausende zu deportiren waren, auf den Gedanken, die Sträflinge statt nach Cayenne auf die Caledonischen Inseln im Australischen Ocean zu schicken. Numea erhielt seitdem sein Bagno mit allen Schrecken, aller unbarmherzigen Strenge. Da aber Caledonien eine gesunde Natur hat, wächst die Zahl der Ansiedler, und bereits macht sich bei dem steten Zufluss eine Ueberfüllung bemerkbar, welche die Verwaltung in Verlegenheit bringt.

Doch das liegt ausserhalb der Grenzen unserer Darstellung. Wir wollten nur ein kleines Culturbild aus vergangener Zeit zeichnen, das freilich grausig ist. Aber unsere heutige Zeit ist ja gegen Schreckenseindrücke in Bild und Wort ziemlich gefeilt. Und vielleicht überschleicht die Leser das angenehme Gefühl des Fortschrittes, das Bewusstsein, in einer menschlicheren Zeit zu leben. Oder sollte eine genauere Vergleichung von Einst und Jetzt dieses Selbstgefühl als eine Selbsttäuschung erscheinen lassen?

Aber Eines glaube ich sagen zu dürfen. Ein Zug der Härte und Gewaltthat geht durch die Geschichte der romanischen Völker. Ohne sich pharisäisch brüsten zu wollen, darf der Deutsche doch mit Genugthuung daran denken, dass er auf seinem heimischen Boden nie solche Anstalten, wie das Bagno, gekannt hat.



